

General-Anzeiger



Halbesche Feuilleton.

Halbesche Feuilleton Nachrichten.

Abonnement 50 Wfr. pro Monat frei im Haus.

Zurück bei dem unter Nr. 2037 211, 1.50 pro Quart. ex. Belegblatt. Halbesche-Druckerei pro 5000. Belegblatt 15 Wfr.; außerordentlich kleinen 20 Wfr.; Retorten 20 Wfr. Bei Abbestellungen Rabatt entgegenzunehmen.

Verlagsgesellschaft: Große Mittelstraße Nr. 27. II. Stock. Expedition: Seidenstrasse Nr. 13. III. Stock. Anzeigen: Seidenstrasse Nr. 11 (über St. Canberg) und in Familienkreise zwischen 2-5 Uhr. Redaktion: Große Mittelstraße zwischen 2-5 Uhr.

für Halle und den Saalkreis.

Wöchentliche Gratisbeilagen:

„Der Bauernfreund“ und „Aikeriki am Saalestrand“.

Amfliches Verordnungsblatt des Magistrats zu Halle a. S.

Verbreitungsbezirk: Stadt Halle a. S., Eichbudenstein, sowie sämtliche Ortshäfen des Saalkreises, der Kreise Bitterfeld, Beltsch, Erfurt, Mansfelder Gebirgs- und Saalekreis, Merseburg, Naumburg, Querfurt, Weissenfels, ferner andere abtrische Orte der Provinz Sachsen, Anhalt und Thüringen, insgesammt gegen 1000 Ortshäfen mit 112 eigenen Filialen.

Die heutige Nummer umfasst 16 Seiten.

Abonnements

auf den General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis für den Monat September werden von den Expeditionen und sämtlichen Filialen zum Preise von 50 Pfg. entgegengenommen.

Der „General-Anzeiger“ hat nachweislich die größte Abonnentenzahl von allen in Halle erscheinenden Blättern.

* Was in der Welt vorgeht.

Halle, 7. September.

Das Ereignis der ablaufenden Woche war die Feier des 25. Jahrestages der Reichseinigung. Die Feier ist großartig und würdig verlaufen, man gewann den Eindruck, als sei das deutsche Volk in allen Ecken und in allen Teilen des Reiches, nach Jahren unerquidlichen Partehaders und innerer Zerrissenheit wieder einmal einzig in dem Gedanken, daß über Allen das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes stehe, und in den Worten des Generals v. Los an betterer Tafelrunde, sobald es den Deutschen gut gehe, zanken sie sich unter einander, liegt offenbar viel Wahres. Die Feier hat es freudig und feind nicht getan, daß wir das, was vor 25 Jahren das Schwert errungen, festhalten wollen und das Erzeugnis, falls es nötig werden sollte, zu verteidigen bereit sind mit der Waffe in der Faust. Eine das es von irgend welcher Seite herbeigeführt worden wäre, der Feier den Charakter einer Demonstration zu geben, ist sie ganz von selber eine solche geworden, und sie läßt sich dahin deuten: Wir Deutschen stehen allezeit geehrt und rathen Leben, wer es auch sei, es sich zu überlegen, ob er mit uns anbinden will. Abtheilung von der Feier stellt die sozialdemokratische Presse, und die Art und Weise, wie das führende Organ, der „Vorwärts“, über das „Schlachtfeld“ und über die „Mordkammer“ berichtet, hat in weiten Volkskreisen viel böses Blut gemacht. Der Deutsche ist im Allgemeinen eine gutmüthige Natur, er läßt nicht nur Mordred, er läßt bisweilen sogar Mord über sich ergehen. Es giebt jedoch eine Grenze, und wenn diese überschritten wird, dann wird der sonst ruhige Deutsche ungeduldig und zornig. Der „Vorwärts“ hat sich das ebenfalls nicht klar gemacht, und wenn nun plötzlich ein Sturm der Entrüstung durch das deutsche Volk geht, so wird sich das sozialdemokratische Hegeorgan darüber nicht wundern dürfen. Wenn nun der Kaiser in seiner Thronrede die vielen Geschehnisse überdauert verziehen hat, so hat er zweifellos damit Danksagung ausgesprochen, was den größten Theil des deutschen Volkes bewegt. Die Rede des Kaisers mag von verschiedenen Seiten verschieden gedeutet werden, aber darüber dürfte ein Zweifel

nicht bestehen, daß sich die Rede im Prinzip gegen die unqualifizirte Sprache der sozialdemokratischen Propaganda gerichtet hat. Da die Rede der Ausgangspunkt neuer gesetzgeberischer Maßregeln sein wird, läßt sich heute noch schwer überlegen, möglich ist es schon, daß eine neue Vorlage geplant wird, aber es fehlt bereits jetzt nicht an wackeren Stimmen, sogar aus dem konservativen Lager, die darauf hinweisen, daß die Bekämpfung des Sozialismus durch andere Mittel zu geschehen habe, als durch Polizeimaßregeln. Manche meinen sogar, die Sozialdemokratie lege es förmlich darauf an, wieder unter ein besonderes Gesetz gestellt zu werden, um auf diese Art und Weise wieder zu erfahren, eine Annahme, die wir als wahrscheinlich nicht bezugeln möchten. Es mag aber bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen werden, daß sich in vaterländischen Kreisen, welche die öffentlichen Vorgänge aufmerksam verfolgen, allmählich die Erkenntnis Bahn findet, daß der Kampf, welchen das deutsche Volk im Innern zu bestehen hat, nicht einseitig ist, mit Polizeimittel nicht zu Ende gebracht werden kann. In Zusammenhang mit der Sedanfeier steht die Kameel-Inskription an der Kaiser Wilhelm-Gedenkstätte. Die Aufgabe des Bauleiters, als handle es sich um einen bloßen Architekturgesetz, würde man vielleicht gelten lassen können, wenn der Augenchein nicht dagegen spräche. Sehr wünschenswert wäre es, wenn der betreffende Bildhauer sich mehr widmete; das geschieht aber nicht, der Betreffende scheint zu fürchten, daß die Berichte die Sache doch anders aussähen könnten, denn als die; auffallend bleibt es, wie gerade der „Vorwärts“ in die Lage veretzt worden ist, zuerst über die Profanierung — eine solche liegt zweifellos vor — zu berichten.

Der Stöckerische Brief und ebenso die Fragmente der Hammersteinischen Korrespondenz haben allgemeines Aufsehen erregt. Für den Augenblick, wo die große Politik im Allgemeinen ruht, hat die Briefe nicht gerade von ausschlaggebender Bedeutung, die Folgen der Briefe können aber in späterer Zeit einmal sehr schwer wiegende werden. Jedenfalls wird der Stöcker'sche Brief noch bei vielen Gelegenheiten eine Rolle spielen. Die Franzosen haben die Erinnerungstage von 1870/71 in ihrer Weise begangen, indem sie nicht aufgehört haben, Schmähsungen und Verdächtigungen gegen die deutschen Soldaten, welche den Feldzug in Frankreich mitgemacht haben, vorzubringen. Spitzbuben und Wäbner sind untere Tarnen genannt; und wenn sie das wirklich gewesen wären, was aber nicht zutreffend ist, so wären sie immer noch nicht zu solchen Schandthaten herabgesunken, wie viele Franzosen, die den Mordhandel betrieben. Unsere deutschen Soldaten sollen in Frankreich gefesselt haben? Wer hat oder noch mehr in Frankreich gefesselt, als die Franzosen? Darüber lassen sich erhebliche Geschichten erzählen: wer in einem Glasbaue sitzt, wie die Franzosen, der soll sich doch zu hüten, mit Steinen zu werfen. Um Uebriges hat in Paris die Politik noch volle Ferien, welche die Journale mit langen Berichten von dem Stande der französischen Expedition auf Madagascar ausfüllen. Es sieht dort so schlecht aus wie nur möglich. Nicht nur, daß die militärischen Fortschritte recht gering sind, hingegen die Zahl der Kranken und Wäbner immer beträchtlicher wird, leidet unter den Strapazen auch die Disziplin sehr bedenklich. Von der gelehrten Mannschafft werden neue Verfügungen erlassen, Fälle von offener Gehorsamsverweigerung sind schon vorgekommen und selbst die

Mannschafft machen sich mit 112 Gefangenen des Oberbefehlshabers in ungeliebtester Weise lustig. Das läßt auch tief bilden.

Große Wäbner haben in diesen Tagen auch in Desterreich-Ungarn und in Italien vor den Geschichtern ihrer Väter beschuldigt worden; von politischen Dingen ist wenig zu sagen, auch die in Italien stattgefundenen allgemeinen Erziehungswahlen können ein größeres Interesse nicht verdienen.

In England stellt man sich noch immer etwas verstimmt gegen Deutschland, weil man sich von unserer Seite alle britischen Katholiken, die mitunter recht lohniger Natur sind, sehr bestimmt verhetzt hat. Am besten wäre es, fimmerte sich bei uns überhaupt kein Mensch mehr um die britischen Wäbner und ließ sie machen, was sie wollen; sie würden uns dann bald von selbst kommen und jedenfalls eine ganze Portion Gefangener werden, als sie heute sind.

Was Belgien anbelangt, können wir immer meistens Unmuthigkeiten der sozialistischen Agitation. In der Brüsseler Militärschule hat es eine Meuterei sozialistischer Charakter gegeben.

Die orientalischen Angelegenheiten ähneln an der so mittellose brennenden Septemberwoche; wesentlich Neues läßt sich nicht sagen und ebensoviele ist auch sonderlich Wichtiges. In Bulgarien hatten sich wieder einige Wäbner gebildet, die über die türkische Grenze gedrungen waren, um den erlöschenden mazedonischen Aufstand von Neuem anzufachen, aber sie sind nicht weit gekommen, die türkischen Truppen haben sie recht bald dingfest gemacht.

Von Sedau bis Paris.

Von General Philip Sheridan. Deutsch von Udo Radwogel.

VI.

Die Infanterie der Deutschen war so ausgezehrt, wie ich sie nur je gesehen: die Leute waren jung und abgehärtet und mehrschritten stets elastischen Schrittes. Das Infanterie-Regiment ist in dessen meines Erachtens zu groß, besteht aus zu vielen Köpfen für den Besatz eines Oberfelds, dieser müßte dem den Stab eines Generals zur Verfügung haben. Auf dieser Stimmung wird vielleicht wieder durch die Wäbner aufgewogen, welche sich aus einer derartigen unmittelbaren Beteiligung von Leuten aus demselben Bezirk — wir würden es „Comity“ nennen — ergibt, denn die eigentliche Grundlage des deutschen Armeefortschritts beruht auf diesem Grundgedanke der örtlichen oder territorialen Rekrutenaufziehung.

Was es irgend eine Wäbner angeht, wenn das Signal zum Aufbruch ertönt, alle werden sofort zur Stelle, und auf dem Marsche folgt einander keine Unterbrechung der Reihen, nur die Kranken fieden aus Reich und Glück. Bei einer so guten Beschaffenheit der Straßen freilich und bei dem erhebenden Gefühl des Erfolgs, das diese Leute vom ersten Schritt an empfinden, war auch wohl kaum zu erwarten, daß ihre Reihen nicht wohlgepflegten zusammengehalten werden. Und dann muß auch noch das Eine in Erwägung gezogen werden, daß, wie schon an anderer Stelle gesagt, ein Feldzug in Frankreich, d. h. das Vordringen, Lagern und die Verwundung einer Armee, verhältnismäßig leicht und nicht mit den Schwierigkeiten zu vergleichen ist, die wir bei uns während des Abschollenskrieges zu überwinden hatten. Ich bin daher der Meinung, daß unsere Truppen unter den nämlichen Umständen sich ebenso gut gehalten haben, ebenso bewundernswürdig

Ohne Gewissen.

Roman von G. Hartner.

(Fortsetzung.)

Endlich, es war nicht mehr weit von Witternast, erklärte ferner Hufschlag; zu gleicher Zeit schlug im nahen Dorf ein Hund an, der aber sofort wieder verschwand, als habe er den späten Ankommen erkant. Edith hörte auf. „Er ist's!“ bemerkte sie. Nicht verließ sie den vorderen Garten und ging sich in die letzte Allee, die ohne Hecke in das freie Feld verlief. Sie hatte sich nicht getäuscht, der Hufschlag erklang in nächster Nähe, und weiter zeigten sich im Mondlichte; nicht lange, und die schlafende Augen des jungen Mannes sprang von Pferde, schlang die Bügel desjenigen um einen Baumast und blickte lebhaft umher. „Guten Abend, Otto“, sagte Edith vornehm. „Edith!“ rief der junge Mann freudig, wie gut von Dir, daß Du mich doch noch erwartest hast! Es wurde so spät in der Stadt, Sitzung und Souper wollten kein Ende nehmen, ich habe mich noch heimlich fortgeschlichen.“ „Du weißt, ich habe verprochen Dich zu erwarten, und ich hätte auch noch länger gewartet. Was ich Dir heute zu sagen habe, sollst Du nicht unwidererbetet von anderen hören.“ „Edith, um Gotteswillen, was bedeutet dieser feierliche Ton!“ rief er zurückfahrend. „Es ist doch nicht — es kann doch nicht sein — o lage schnell, nicht wahr, es ist doch noch nichts entliehen?“ „Es ist entliehen!“ erwiderte Edith traurig. „Hörst Du, Otto, es ist geschieden, sie ist verlobt!“ „Verlobt, Aita verlobt! Es ist nicht wahr, es kann nicht sein. Nimm das Wort zurück, Edith, sage, was Du willst. Du hast mich prägen, Du hast sehen wollen, ob ich sie wirklich liebe!“ Nimm das Wort zurück, es kann nicht sein!“ Er sprach mit zitternden Lippen, er lag ihr bittend, stehend

in die Augen. Edith wehrte ihm sanft ab. „Ich kann nichts zurücknehmen, es ist geschieden!“

„Verlobt! Und ich muß es tragen und ich soll gefasht und stark sein und ich soll ihr gegenüberstehen, glückwünschend und freundlich! — Hältst Du so Dein Verprechen, Edith! Hast Du mir nicht gelobt, über ihr zu wachen und mich zu beschützigen, sobald Gefahr droht?“

Der stumme Ausdruck schmerzlicher Theilnahme, mit dem die Cousine Otto anblickte, gab dem Fassungslosen zum Theil seine Bezeichnung zurück.

„Verzeih!“ bat er, „ich weiß nicht, was ich rede! Es ist so plötzlich gekommen, ich wollte Dir nicht glauben, es hat mich so gänzlich unvorbereitet getroffen. Aita verlobt! Du sagst mir nicht mit wen, und ich frage auch nicht, natürlich mit den anderthalb Millionen!“ Er lagte verächtlich, Edith schweig immer noch. „Sei es, daß sie den Schmerz des Betters ungehörig austoben lassen wollte, sei es, daß andere Gründe ihr die Lippen verschlossen, sie schweig.“

„Ich bin kein Schwächling!“ fuhr Otto von Längen fort und richtete sich stark auf. „Ich kann manches ertragen! Hätte sie mir offen gesagt: „Du irrst Dich, Otto, ich liebe Dich nicht. Du bist mir nur ein lieber Bruder gewesen!“ hätte es ertragen. Hätte sie sich dann in freier Liebe einem anderen zugewandt, glücklich, was es nicht gelohnt hätte, ich hätte es auch getragen. Aber dies — o, Edith, das angebetete Ideal so, so schmählich sinten zu sehen, o, das ist hart, das ist bitter!“

„Du wirst auch das ertragen!“ nahm Edith das Wort und ihre Stimme klang selbstsam heiser. „Ich kenne Dich, der Schlag kam unerwartet. Du wollest mir nicht glauben! Für den Augenblick wirst er Dich wieder, aber, nicht wahr, Otto, nur für den Augenblick? O mein Freund, mein Bruder, der Verwath eines Kindes kann Deine starke Manneskraft nicht brechen!“ Es lag eine solche Angst, eine solche Bitte in Edith's

Stimme, daß sie zu Otto's Herzen drang. „Ich bin Deines Vaters Jüngling; so lange ich denken kann, waren wir Geschwister, ich will versuchen, auch in dieser Stunde stark zu sein!“ versetzte er mühsam. „Lag Niemand ab, was hier vorgegangen ist, ich will es tragen!“

Nach lange wandelten die Beiden im stillen nächstigen Garten auf und ab, nach lange sprach Edith beruhigend und beschänigend, und als Otto v. Längen endlich sein Pferd bestieg und davonritt, da umschlang Edith, die Ruhige, Verlässige, einen Baumstamm, preßte ihre brennende Stirn gegen die rauhe Rinde und ihre so lange künstlich aufrecht erhaltene Fassung machte einen Strom tiefer Thränen fließen.

„Es ist vorüber!“ murmelte sie. „Gott sei gelobt, es ist vorüber. D. diese Stunde war das Schreckliche, was da kommen konnte, jetzt bin ich ruhig!“

Eine Stunde später zitterten die Mondstrahlen über dem nächsten Garten, in dem sich nichts mehr regte, auch die Einfallswall war verstummt. Sie stapfen sich leise durch die Gärden und besuchten die Schläfer. Sie schienen alle ruhig bis auf eine, und diese eine konnte keine Ruhe finden, weil ihre Gedanken bei dem Manne verweilten, dem sie die kühnsten Hoffschaff gebracht hatte.

Der Mann aber sitzt zur selben Zeit am Schreibtisch, dessen geheimnis Fack er geblasst hat. Briefe und Papiere, welche Blumen, ein Wand, eine Locke dunklen, glänzenden Haars liegen vor ihm, kleine Liebeszeichen, mit Wasser gegeben, mit zitterndem Herzen genommen. Der Mann ist sehr reich, sein braunes Haar liegt wir um die Stirn, auf der große Schweitztropfen stehen, sein blaues, thraumenloses Auge brennt.

„Dahin, dahin!“ murmelte er endlich. „Ihr armen, kleinen Zeichen einer verrathenen Liebe, was sollt ihr noch! Geht hin und seid nicht mehr.“

Der Mann rafft alles zusammen und legt es in einen Vagen Papier. Er wirft das weiße Wäbchen in den Kamin.

